

Gotthard Günther [\*]

## Idee, Zeit und Materie

Ein englischer Philosoph bemerkte einst, dass die ganze Philosophie auf einer Doppelfrage samt den korrespondierenden Antworten ruhe: What is mind? No matter! Und: What is matter? Never mind! Dieses oft zitierte Aperçu ist meist nur als witziges Wortspiel zur Problematik der Philosophie gewertet worden, aber es weist doch auf eine sehr ernsthafte Perspektive hin. Mit ihr werden wir uns im Folgenden zu beschäftigen haben.

Wir beginnen mit einem trivialen Hinweis. Sowohl die Frage nach dem Wesen des Geistes wie die nach der Essenz der Materie wird mit einem negativen Hinweis auf den Gegenpol beantwortet. Weder die eine noch die andere Instanz ist aus sich heraus, also affirmativ, bestimmbar, sondern nur indirekt durch ihre Antithese hindurch. Das ist jedem Kenner der Dialektik bis zum Überdruß geläufig.

Soweit sind wir auf dem Boden der betrachtenden, also der entschlossenen Reflexion. Wie aber, wenn Idee und Gedanke in Handlung umgesetzt werden sollen. Es ist evident, dass die oszillierende Bewegung der Dialektik keinen festen Boden für den Absprung in die Handlung bietet. Nur entdialektisierte Vorstellungen und Ideen liefern Motive für die Tätigkeit. Sie allein besitzen die Enge und Stärke affirmativer Eindeutigkeit. Die für Handlung – also Technik – unvermeidliche Entdialektisierung des Ideellen hat aber eine überraschende Folge, die zwar von tieferen Köpfen gelegentlich bemerkt, aber nie in ihren weiteren Konsequenzen verfolgt worden ist. Wird die antithetische Spannweite zwischen Idee und Materie entdialektisiert, so verschwindet das Dialektische nicht einfach im unartikulierbaren Nichts, sondern es verzieht sich auf merkwürdige Weise auf die eine Seite der ehemaligen Alternative.

Dem ersten Entdialektisierungsprozess großen Stils begegnen wir in der Geschichte der Philosophie in dem Übergang von Platons Ideenlehre zum Organon des Aristoteles. Denn dass die Aristotelische Logik mit ihrem rigorosen Verbot des Widerspruchs einen Ausschluss des dialektischen Elementes aus der Platonischen Idee zur Folge hat, dürfte kaum bestritten werden. Die ausgeschlossene Dialektik äußert sich dann ganz undialektisch im Kampf der Weltanschauungen – von denen jede allein recht haben will –, ein Kampf, der bis in die Gegenwart fortgegangen ist. Indem der Gegensatz von Negation und Affirmation überhaupt durch Aristoteles seiner dialektischen Sprengkraft beraubt worden ist, kehrt er einseitig in der Domäne der Affirmation als Unversöhnlichkeit der positiven Weltanschauungen wieder.

Es scheint aber, als ob man auch heute noch nicht fähig ist, die logische Konsequenz aus dieser Erfahrung zu ziehen, obwohl sie in jüngster Zeit mehrfach ausgesprochen worden ist: Indem die dialektische Spannung aus dem universalen Gegensatz von Idealität schlechthin und Materialität überhaupt in die Objektivität des Materiellen ausweicht und in der konkreten Weltgeschichte ihre unaufhörliche

---

\* Erstveröffentlichung in: Hegel-Jahrbuch 1976, p. 168-186.

Abgedruckt in: G. Günther, "Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik", Band 3, Felix Meiner Verlag, Hamburg, 1980, p.236-254.

Unruhe fortzeugt, hat sich für die formale Logik die ganz unaristotelische Einsicht ergeben, dass zwei logisch präzise äquivalente und komplementär notwendige Auffassungen der Wirklichkeit zur Verfügung stehen, von denen in einem gegebenen Moment immer nur die eine unser Bewusstsein besetzen kann.

Setzen wir voraus, dass sich das Weltgesetz in einem dialektischen Rhythmus bewegt, so kann man entweder das Verhältnis von Thesis und Antithesis als unentschieden betrachten oder als in einer Entscheidung aufgelöst (aufgehoben). Bildlich gesprochen: Im ersten Fall gilt unser ontisches Interesse dem Pendel und seiner Bewegung, das zwischen Pol und Gegenpol unparteiisch hin- und herschwingt, im zweiten Fall erblicken wir die Wirklichkeit verkörpert in den beiden Polen, in denen der Schwung des Pendels momentan zur Ruhe zu kommen scheint. In der abstrakten Terminologie der Logik: Das zweiwertig-symmetrische Relationsverhältnis der Negation (Umtauschverhältnis), das dem dialektischen Prozess zugrunde liegt, kann entweder dadurch gedeutet werden, dass man vom Relator ausgeht oder aber von den Relationsgliedern. Im ersten Fall betrachten wir die Negationsalternative als unentschieden – und in dieser Unentschiedenheit birgt sich das Rätsel des Daseins. Gehen wir aber von der Festigkeit der Relationsglieder aus, dann ist in der Welt, der wir begegnen, alles entschieden.

Daraus resultieren zwei genau komplementäre Weltanschauungen. Betrachten wir das Negationsverhältnis als *unentschieden*, gehen wir also vom Relator  $N_1$  aus, der uns per se nicht sagen kann, ob nun p oder nicht-p ist oder sein wird,

p	$N_1p$	Tafel I
positiv	negativ	
negativ	positiv	

weil er nur einen Schwebezustand andeutet, dann erscheint uns die Realität zwangsläufig als ein "heraklitischer" Prozess, in dem sich alle feste Dinglichkeit in einen bloßen Schein, einen Trug der Sinne, aufzulösen droht. Unser Suchen scheint nirgends auf eine vorgegebene, primordiale Grundgesetzlichkeit der Welt zu stoßen. Als letzte, unerreichbare, "transzendente" Größe ist uns dann nur ein Wille fassbar, der sich in einer Urentscheidung, die wir Schöpfung nennen, manifestiert. Ein solches Weltbild gründet sich auf den Primat der praktischen Vernunft, und es zielt auf die Idee einer letzten universalen Subjektivität.

Nun weiß man aber längst, dass eine solche Betrachtungsweise fundamentale Daseinseigenschaften ins Irrelevante verschiebt, weshalb die Logik ein komplementäres Weltbild implizieren muss. Ein solches ergibt sich, wenn wir das Negativverhältnis von p oder nicht-p jetzt als *entschieden* ansehen. In anderen Worten: Wir setzen jetzt nicht den Relationsprozess  $N_1\dots$ , sondern mögliche Relata p, q, r, ... als primär. Beide Setzungen erscheinen uns als einander ebenbürtig, und wir können keinen theoretischen Grund entdecken, die eine der anderen vorzuziehen. In jedem Moment unseres wachen Bewusstseins aber müssen wir uns für die eine oder die andere Ausgangssituation entscheiden. Wir können nicht in vornehmer Neutralität verharren, denn das bedeutete Bewusstlosigkeit.

Setzen wir nun nicht mehr den lebendigen Relationsprozess, sondern die möglichen Relationsglieder als primordial vorgegeben, dann kristallisiert sich die

Relationsbewegung zum unbeweglichen Gegenstände. Am Horizont des Denkens steigt die Konzeption des ewigen, "eleatischen" Seins empor und mit ihr das unveränderliche Ordnungsreich der ontologisch vorgegebenen Gesetze, denen sich sogar ein göttlicher Wille beugen musste, wenn er eine Welt erschaffen wollte. Denn jetzt gilt der Primat der theoretischen Vernunft. Das zweite Weltbild zielt auf die Idee einer alles gründenden Objektivität.

Prima facie negieren beide Weltbilder sich gegenseitig, aber indem sie sich verneinen, sagen sie in der Negation dasselbe! Das ist eines der philosophisch relevantesten Resultate der modernen Logik. Schon in Wittgensteins *Tractatus Logico-Philosophicus* lesen wir 4.062 und 4.0621:

"... wahr ist ein Satz, wenn es sich so verhält, wie wir es durch ihn sagen; und wenn wir mit 'p'  $\sim p$  meinen, und es sich so verhält, wie wir es meinen, so ist 'p' in der neuen Auffassung wahr und nicht falsch."

Soweit 4.062. In 4.0621 bekräftigt und erläutert Wittgenstein das oben Angemerkte mit dem folgenden Kommentar, der uns tiefer in die Problematik hineinführt<sup>[1]</sup>:

"Dass aber die Zeichen 'p' und ' $\sim p$ ' das gleiche sagen können, ist wichtig. Denn es zeigt, dass dem ' $\sim$ ' in der Wirklichkeit nichts entspricht.

Dass in einem Satz die Verneinung vorkommt, ist noch kein Merkmal seines Sinnes ( $\sim \sim p = p$ ).

Die Sätze 'p' und ' $\sim p$ ' haben entgegengesetzten Sinn, aber es entspricht ihnen eine und dieselbe Wirklichkeit."

Noch präziser und eindringlicher ist der Sachverhalt, um den es hier geht, von dem Mathematiker Reinhold Baer in seinem Vortrag *Hegel und die Mathematik* auf dem zweiten Hegelkongress 1931 in Berlin dargestellt worden.<sup>[2]</sup> Der gegenwärtige Verfasser hat Baer auf den Heidelberger Hegel-Tagen 1962 und in dem *Problem einer Formalisierung der transzendental-dialektischen Logik*<sup>[3]</sup> ausgiebig zitiert. Da der Hinweis unbeachtet und in seiner Tragweite völlig unverstanden geblieben zu sein scheint, soll er hier noch einmal nachdrücklichst wiederholt werden.

Baer betont in Anlehnung an die *coincidentia oppositorum* des Cusaners den isomorphen Charakter der klassisch-zweiwertigen Logik und erklärt: Unter einem Isomorphismus wird "eine solche umkehrbare eindeutige Zuordnung der Dinge eines Systems zu den Dingen eines anderen Systems, der Relation zwischen den Dingen des ersten Systems zu denen des zweiten Systems verstanden, dass Dingen des ersten Systems, die die einschlägigen Relationen erfüllen bzw. nicht erfüllen, solche Dinge des zweiten Systems zugeordnet sind, die die zugeordnete Relation erfüllen bzw. nicht erfüllen."

<sup>1</sup> Vgl. zu dem folgenden Zitat Henry Leroy Finch, *Wittgenstein – The Early Philosophy*, Humanities Press New York 1971, S. 127.

<sup>2</sup> In: Verhandlungen des zweiten Hegelkongresses vom 18.-21. Okt. 1931 in Berlin, Tübingen 1932, S. 104 f. Sperrung im letzten Satz von uns.

<sup>3</sup> Hegel-Studien. Beiheft 1, Bonn 1962, S. 65 f.

"Diesen fundamentalen Begriff", so fährt Baer fort, "wollen wir durch ein auch an sich interessantes Beispiel illustrieren, durch die logische Aufweisung der coincidentia oppositorum. Der sogenannte (engere) Aussagenkalkül betrachtet einen Bereich von Dingen, die 'Aussagen' genannt werden, und zwischen denen, von abgeleiteten Beziehungen abgesehen, die Beziehungen: 'Negation' und 'Konjunktion' (= sowohl ... als auch ...) bestehen. Man kann aber auch die Beziehungen 'Negation' und 'Disjunktion' (= oder, nicht exklusiv, sondern im Sinn des lateinischen 'vel') zugrunde legen. Es besteht dann die folgende Isomorphie, die eine Art Präzisierung des Dualismus zwischen Konjunktion und Disjunktion darstellt:

1. Jeder Aussage wird ihre Negation zugeordnet.
2. Die Grundbeziehung 'Negation' wird sich selbst zugeordnet.
3. Die Grundbeziehung 'Konjunktion' wird der Grundbeziehung 'Disjunktion' zugeordnet.

Dass dies wirklich eine Isomorphie ist, folgt wesentlich aus dem Satz vom Widerspruch:  $a \neq \text{non-}a$ , dem Satz vom ausgeschlossenen Dritten  $a = \text{non-non-}a$ , und der Tatsache, dass die Negation einer Konjunktion gleich der Disjunktion des Negierten ist:  $\text{non-}(a \wedge b) = \text{non-}a \vee \text{non-}b$ .

Diese Isomorphie besagt nun bei inhaltlicher Interpretation des Aussagenkalküls tatsächlich die behauptete coincidentia oppositorum: Jede Aussage ist zwar von ihrer Negation verschieden, aber es besteht kein wesentlicher Unterschied zwischen positiven und negativen Aussagen, sogar schärfer zwischen einer Aussage und ihrer Negation."

Diese syntaktische Auffassung der Negation bei Wittgenstein und Baer bildet den formalen Hintergrund zu der semantischen These, dass jede zureichende Darstellung der Wirklichkeit sich auf zwei logisch äquivalente und komplementäre Aussagensysteme verteilt, die sich insofern wie Hegels Theses und Antitheses zueinander verhalten, als es prinzipiell unmöglich ist, sie auf ein einziges zu reduzieren.

Eine solche einfache Feststellung aber beschreibt die Problemlage noch sehr unzureichend. Hegel war da in seiner Dialektik schon weiter gekommen. Die oben vorgetragene Auffassung über den isomorphischen Charakter der klassischen Logik stützt sich ausschließlich auf das, was auf Grund der Tafel I über Negativität ausgesagt werden kann. D.h., sie zieht nicht den Unterschied von totaler und partieller Negation in Betracht, der in der Dialektik ja eine erhebliche Rolle spielt und ohne den eine dialektische Bewegung überhaupt nicht in den Gang kommen kann.

Für die weitere Diskussion des Problems wollen wir deshalb eine zweite Tafel einführen, an der, was ferner zu sagen ist, sich mit einiger Anschaulichkeit erläutern lässt:

*Eine welthistorische Antinomie*

## Tafel II

Subjekt der Geschichte: Gott	Subjekt der Geschichte: Mensch
Adam "Kadmon" am Anfang	Nietzsches Übermensch am Ende
Sündenfall	Mensch als unschuldiges Tier
Rationalität (Vernunft)	Irrationalität (Wille)
"All men are created equal"	Prädestination (Ungleichheit)
jüngstes Gericht	Negentropie
Emanation	Evolution
Jenseits	Diesseits
Idealismus	Materialismus

Es sei von vornherein darauf aufmerksam gemacht, dass wir Tafel II nicht die, sondern eine welthistorische Antinomie genannt haben. Die beiden Kolonnen haben nur exemplifizierenden Wert. Gegensatzpaare können ganz ausgelassen und durch andere ersetzt werden. In einigen Fällen können These und Antithese auch vertauscht werden.

In anderen Fällen dürfte das allerdings schwer sein, wie bei dem Begriffspaar 'Diesseits' und 'Jenseits'. Die Wahl der Motive, die hier antithetisch zusammengestellt worden sind, ist bis zu einem gewissen Grade Geschmacksache. Es lohnt sich also nicht, darum zu streiten. Jedenfalls soll die Tafel den Sachverhalt einer universellen Alternative demonstrieren, die zu der Behauptung führt, dass es in unserem (zweiwertigen) Denken zwei ebenbürtige Aussagesysteme gibt, die sich in unserer Beschreibung der Welt ergänzen müssen. Sie sind syntaktisch ununterscheidbar, spalten sich semantisch aber in Sinn und antithetischen Gegensinn.<sup>[4]</sup> Damit aber tritt die klassische Grundfrage aller Philosophie nach dem Sein des Seienden – Was ist Sein überhaupt? – in den Hintergrund. Sie wird verdrängt von der neuen Fundamentalfrage: Wie kann Wirklichkeit *gedeutet* werden?

Hier kündigt sich ein weltgeschichtlicher Bruch an, der auch von den kühnsten modernen Theorien bisher nur vage ertastet worden ist. Die Wurzel dieses Glaubenswechsels haben wir in einer tiefen Zweideutigkeit der klassischen Logik selbst zu suchen. Seit Aristoteles hat man – von Ausnahmen abgesehen – als ziemlich selbstverständlich angenommen, dass dieses formale System uns eine Theorie des Denkens und seiner Gesetze liefert. Es antwortet angeblich auf die Frage: Wie kann die Wahrheit eines total mit sich identischen Seins *gedacht* werden? Leise Zweifel daran sind schon früher laut geworden, heute aber lässt es sich nicht mehr von der Hand weisen, dass der Inbegriff der Regeln, die diese klassische Systematik ausmachen, ebensogut als eine Theorie des Handelns interpretiert werden kann. Nicht umsonst wird im transzendental-spekulativen

<sup>4</sup> Dass es sich bei der Gegenüberstellung in Tafel II nicht um eine formallogisch exakte – unter dem Drittsatz stehende – Totalalternative handeln kann, ist selbstverständlich. Die Stichworte deuten nur geschichtliche Tendenzen an. Schon die generelle Situation Subjekt-Objekt weist auf kein universales Alternativverhältnis hin, insofern sich Subjektivität sofort in den Ich-Du-Gegensatz aufspaltet, dem auf der Objektivseite nichts genau entsprechen kann. Die Tafel demonstriert also nur Negationsverhältnisse, die sich der totalen Negation mehr oder weniger nähern können. Was schon in dem Wittgensteinzitat angedeutet ist.

Idealismus immer wieder angemerkt, dass Denken eine Urhandlung ist. In den Altersschriften Fichtes lesen wir: "Die gemeine Logik hat gar nicht das Denken, sondern ein Reproduktionsbild des Denkens, welches sie nicht kennt, sondern für das Denken selbst hält."<sup>5</sup> Was hier als der Kern eines Begriffssystems erscheint, ist der Prozess der Reproduktion, der sich im Reproduzierten abbildet und dem gegenüber das letztere nur eine untergeordnete Rolle spielt. Nur unter dieser Voraussetzung lässt es sich nämlich verstehen, warum dieses System der Logik zwei ebenbürtige und unvereinbare Deutungen ein und desselben Sachverhalts produzieren kann. Der Schwebezustand zwischen beiden weist auf den Charakter der Handlung hin, die noch nicht im Resultat ihre (vorläufige) Ruhe gefunden hat.

Betrachtet man unter diesem Gesichtspunkt den speziellen Gegensatz von dialektischem Idealismus und dialektischem Materialismus, schalten wir also jeden Einwand aus, der nicht sub specie aeternitatis gemacht werden kann, so werden wir auf Grund unserer Einsicht in den Charakter der Isomorphie, die uns durch die klassische Negation vermittelt ist, nicht umhin können, einzusehen, dass Idealismus und Materialismus in antithetischen Sinnzusammenhängen strukturell dasselbe sagen. Keine der beiden Weltanschauungen antwortet auf die letzte ontische Frage nach dem, was ist, sondern nur auf die hermeneutische, wie das, was (zweideutig) ist, in der Bewegung der Negation *gedeutet* werden kann.

Damit ist das gegenseitige Verhältnis von Idee und Materie aber keineswegs endgültig festgestellt. Was die Isomorphie ausdrückt, ist nur eine zeitlose Relation zwischen den beiden Fundamentalmotiven des Denkens, die in ihr ebenbürtig gesetzt werden. In ihr fehlt die Zeit. Nun aber ist es eine unbestreitbare Tatsache, dass in der Geistesgeschichte des Abendlandes der Idealismus von Plato bis zu den spekulativen Denkern des Deutschen Idealismus dominiert hat. Die Lehre von der Materie spielt deutlich eine subordinierte Rolle in einem philosophischen Denken, das immer beharrlicher und nachdrücklicher um das Problem der Subjektivität kreist. Transzendental betrachtet wird die Materie schließlich ganz vergessen, und das Ende ist die Auflösung des Dinges an sich in der Hegelschen Logik. Freilich hat sich damit der Idealismus sein eigenes Grab gegraben. Materie und Idee sind klassisch-zweiwertig aufeinander angewiesene Gegenbegriffe, wie Positivität und totale Negation. Und wenn es kein absolutes Ansich mehr geben konnte, dann auch keine Idee. Ein philosophisches Denken hat sich selbst zerstört, und das ist das Ende einer historischen Epoche.

Jeder Kampf zwischen einer idealistischen und einer materialistischen Weltanschauung kann heute nur noch ein substanzloses Schattengefecht sein. Es ist einfach nichts mehr da, worum man kämpfen könnte! Es geht nicht darum, die alten Antworten und Lösungen durch neuere und bessere zu ersetzen. Die geschichtliche Entwicklung hat uns vielmehr an einen historischen Ort gebracht, an dem alle möglichen Antworten, die das in der klassischen Tradition befangene Denken zu geben fähig ist, nicht mehr interessieren können, weil die metaphysische Fragestellung, die die bisherige Geschichte des Denkens belebt und vorwärts getragen hat, kein neues Interesse mehr erwecken kann. Sie ist, wie so vieles andere auch, einem Säkularisierungsprozess verfallen.

---

<sup>5</sup> J. G. Fichtes Nachgelassene Werke I, S. 326.

Das ist so zu verstehen: Wenn sich (wie oben bemerkt) die Dinglichkeit des Ansichts im Zuge der Hegelschen Logik auflöst, so betrifft dieser Vorgang doch immer nur die theoretische Reflexion. Nicht angesprochen hingegen ist die Materialität als handgreifliche Aufforderung, das autonome Denken (vorläufig) sein zu lassen und zum Handeln überzugehen. Der Materialismus ist insofern der Erbe des Idealismus, als er das klassische Denken – soweit es realitätsbezogen ist – ganz in der Technik aufgehen lässt, und nicht dadurch, dass er eine post-idealistische Begriffswelt konstruiert. Die Zeit für das begreifende Denken ist im Augenblick vorbei, und es wird lange dauern, bis sie wieder kommen kann.

Heidegger hat hier Essentielles berührt, wenn er im 'Humanismusbrief' schreibt: "Das Wesen des Materialismus besteht nicht in der Behauptung, alles sei nur Stoff, vielmehr in einer metaphysischen Bestimmung, der gemäß alles Seiende als das Material der Arbeit erscheint."<sup>[6]</sup>

Arbeit aber kommt erst in der Zeit zustande, und sie wird nicht durch ideale Thesen gerechtfertigt, sondern durch praktische Resultate. Darum ist auch die idealistisch-materialistische Gegenüberstellung eines originalen und eines inversen Hegels, eine Gegenüberstellung, in der die Probleme der philosophia perennis zweimal und spiegelverkehrt auf die Weltbühne treten, philosophisch verfehlt. Das Zeitlose, das am beliebigen Orte in der Zeit erscheint und immer sich in die Schattengestalt des Gedankens kleidet, kann dem Zeitlichen, das ewig Wollen und Arbeit ist, überhaupt nicht begegnen. Von einem Kampf der idealistischen und der materialistischen Weltanschauung in der Gegenwart zu sprechen, das ist ungefähr dasselbe, wie wenn man die Schlacht von Leuthen unter der Voraussetzung diskutiert, dass in ihr die Legionen Cäsars gegen die Grenadiere Friedrichs des Großen angetreten seien. Ist der Materialismus die geschichtliche Folge des Idealismus, dann kann es zwischen den beiden überhaupt keine echte geistige Begegnung geben, ebenso wenig wie sich der Geist zu einem Treffen mit seiner eigenen Pubertät aufmachen kann. Die angeblichen ideologischen Kämpfe der Gegenwart haben mit dem Gang der Philosophie, die sich in einer Epoche der Selbstentäußerung befindet, nichts zu tun.

Was bedeutet Selbstentäußerung? Erst einmal Verzicht auf das kontemplative Leben im Lichte der Idee zugunsten der Handlung. Dass das die Forderung der Zeit – und eine überzeugende! – ist, wissen wir zumindest seit den "Thesen über Feuerbach", wobei besonders an die zweite These erinnert werden soll, in der es heißt: "Die Frage, ob dem menschlichen Denken gegenständliche Wahrheit zukomme, ist keine Frage der Theorie, sondern eine *praktische* Frage. In der Praxis muss der Mensch die Wahrheit, i.e. Wirklichkeit und Macht, Diesseitigkeit seines Denkens beweisen."<sup>[7]</sup>

Soweit ganz schön, und man kann nur beipflichten, aber der eben zitierte Passus zeigt ganz deutlich, wie wenig im nach-Hegelschen Denken die Kritik am Idealismus und seiner Dialektik zu Ende geführt worden ist. Hier ist mit klassischer Selbstverständlichkeit nur von gegenständlicher Wahrheit die Rede.

---

<sup>6</sup> Vgl. M. Heidegger: *Platons Lehre von der Wahrheit. Mit einem Brief über den "Humanismus"*, Bern 1954, S. 87-89.

<sup>7</sup> K. Marx, *Die Frühschriften*, Stuttgart (Kröner) 1953, S. 339.

Damit wird eine Verliebtheit in das Ding, das Objekt, demonstriert, die in ihrer Leidenschaft für den soliden Gegenstand ganz vergisst, dass seit Heraklit und den frühesten Zeiten der Dialektik das Denken die Freiheit hat, in der 'Reflexion-in-Anderes' sein Thema als schon entschiedenen Sachverhalt (eleatisches Sein) oder in der 'Reflexion-in-sich' als noch nicht gefallene Entscheidung (heraklitischer Prozess) zu verstehen.

Es ist ganz unbestreitbar, dass in den Worten Marx' in der zweiten These über Feuerbach nur jenem Denken zugunsten der Handlung ein philosophisches Ende gesetzt werden soll, das sich auf das gewordene Sein bezieht, und dass an die andere theoretische Haltung der Reflexion, in der das Unentschiedensein zum Ausgangspunkt des Denkens genommen wird, in dieser These gar nicht gedacht worden ist.

Mit anderen Worten, von den *beiden* isomorphen Aussagesystemen, die die *eine* Wirklichkeit intendieren und designieren, soll nur dasjenige durch die Kritik von Marx betroffen sein, das den Idealismus erzeugt hat. Es soll weg! Was aber mit der komplementären Systematik geschehen soll, ist völlig rätselhaft. Es ist, wie wenn eines Tages dekretiert würde, dass von solchen antithetischen Gegenbegriffen, wie recht und links, hoch und tief und (klassisch) positiv und negativ, immer nur einer gedacht werden dürfe, weil der andere semantisch nichts bedeute. Man vergäße dann völlig, dass jedes der symmetrischen Gegensatzpaare seinen Sinn eben nur in der Antithese zu einem Gegensinn entwickeln kann. Und fällt der Sinn, dann fällt auch der Gegensinn. Eine solche Konsequenz ist gar nicht zu vermeiden. Wenden wir das auf die gegenwärtige historische Situation an, so ergibt sich, dass der dialektische Idealismus, indem er zwangsläufig in den ebenso dialektischen Materialismus übergeht und in ihm aufgesogen wird, den letzteren in seinem heute erreichten Stadium tödlich infiziert. Soweit man von einem Sieg des Materialismus sprechen kann, ist es ein Pyrrhussieg. Der Kampf der klassischen Weltanschauungen, insofern als er aus der Antithese Idee versus Materie hervorging, ist unwiderruflich vorbei. Die gemeinsame weltgeschichtliche Zukunft beider ist vorläufig die Technik auf ihrer ersten, vor-kybernetischen Stufe.

Jetzt zeigt sich aber, dass das geschichtliche Nacheinander, in dem der Materialismus als das Faktum des Idealismus auftritt, eine unerwartete neue historische Perspektive offen legt. Wir wiesen darauf hin, dass in der zweiten These über Feuerbach die Ablösung des Denkens durch das Handeln nur für die eine Thematik des klassischen Denkens, nämlich für die Seinshematik gefordert wird. Wir erinnern: Es geht dabei um jene Wirklichkeit, die als geworden, als schon entschieden betrachtet wird. Das Schlüsselwort dieses Denkens ist: Anamnesis.

Wir wissen alle, dass in jener Geschichte der Philosophie, die heute hinter uns liegt, die Reflexion über den gegenständlichen Existenzcharakter der Welt mit solcher Intensität und in solche Tiefendimensionen hin entwickelt worden ist, dass für das Thema des Nichtgegenständlichen, des noch nicht Entschiedenen, im Raum der exakten Reflexion, also außerhalb des Phantastischen, des logisch Ungebundenen, kein Platz und kein Drängen in eine neue Tiefe war.

In anderen Worten: Die Forderung, dass die schöpferische Handlung die denkende Betrachtung dessen, was ist, ablösen soll, erzwingt in unerwarteter Paradoxie eine

zweite theoretisch-kontemplative Bewusstseinshaltung, die von der Frage beunruhigt wird, was *Handlung* im Gegensatz zum bloßen *Ereignis* eigentlich sein soll. Dass immerfort etwas in der Welt passiert, das ist uns allen geläufig. Aber aus dem Begriff des bloßen Passierens lassen sich keine Handlungskategorien ableiten. Die klassische Technik hat uns nur gelehrt, wie, abgesehen von dem, was sich im Universum ohnehin begibt, wir in menschlichen Artefakten auf der Basis der traditionellen Logik Ereignisse produzieren können. Handlungen können wir nur im subjektivitätsbegabten, organischen Körper erleben. Die Möglichkeit ihrer bewussten Machbarkeit aber ist uns trotz einer der tiefsten Einsichten des Idealismus, dass reines Denken Freiheit und als solche Handlung ist, völlig rätselhaft. "Freier Wille und freie Intelligenz sind Eins."<sup>8</sup> Der Satz ist dialektisch, weshalb seine Antithese: 'Freier Wille und freie Intelligenz sind nicht Eins' ebenso richtig ist!

Die Frage ist nur, in welchem Sinn These und Gegenthese sich hier komplementär ergänzen und in welchem Bedeutungszusammenhang sie beide bejaht werden müssen und in welchem zweiten an ihrem Widerspruch die eine an der anderen zugrunde geht.

Es ist diese zweite Frage an das theoretische Denken, die vorläufig den Weg zur aktiven Lebendigkeit des konkreten Handelns verzögert und eine erneute kontemplative Bewusstseinslage unumgänglich macht. Glücklicherweise entwickelt eine Besinnung auf das Ende des Idealismus einige Andeutungen, die uns die Beantwortung unserer Frage nach dem Wesen der Handlung erleichtern.

Um weiter zu kommen, müssen wir uns zuerst daran erinnern, dass – wie wir oben ausführten – es zwei ebenbürtige theoretische Betrachtungsweisen der Welt gibt, die sich in keiner Weise auf Allgemeineres reduzieren lassen und von denen die eine davon ausgeht, dass sie alle Wirklichkeit als das Entscheidungs*resultat* ursprünglich unentschiedener Verhältnisse betrachtet. Der Prozess der Entscheidung ist transzendental. Er heißt Schöpfung – eine Vorstellung, die ein mythologisches Subjekt verlangt –, und alle Wirklichkeit ist das Geschaffene. Sie ist das Endgültige. Hier ist sub specie aeternitatis alle Welt Vergangenheit und steht unter den Bedingungen des Jüngsten Gerichts. Es ist selbstverständlich, dass unter diesen Voraussetzungen es schlechterdings unmöglich ist, eine prinzipielle Theorie des Handelns zu erwarten, also einer wesentlichen Tätigkeit, die noch eine offene Zukunft vor sich sieht, in die hinein sie schöpferisch wirken kann. Wo alles schon durch göttliche Fügung vorbestimmt ist, bleibt nur noch Raum für bedeutungslose Geschäftigkeit. Charakteristisch ist, dass in dieser eschatologisierenden Denkweise, deren Grund- und Ausgangsthema in der griechischen Tradition das eleatische Sein ist, das Problem der Zeit nur als Störfaktor erscheint, wenn es in der Wissenschaftsgeschichte darum gegangen ist, die "ewigen" Gesetze des Wirklichen zu erforschen. Wir begegnen der Zeitlichkeit nur im vagen Bereich einer allgemeinen Geistesgeschichte, in der Erzählung vom verlorenen Paradies etwa, unter der sehnsüchtigen Märchenformel: Es war einmal ... oder auf den unkontrollierbaren Irrwegen der Utopie.

---

<sup>8</sup> Siehe A. Gehlen, *Theorie der Willensfreiheit*, Berlin 1933, S. 120.

Dieser Weltbetrachtung aber steht, wie wir wissen, eine zweite mögliche gegenüber, die sich an das Vorbild Heraklits anschließt und die davon ausgeht, dass die Primordialität im Unentschiedenen zu suchen ist. *Alles fließt*. Dass hier die Zeit nicht mehr als Störfaktor (als religiös der Ewigkeit gegenüber abgewertetes Zeitliches) auftreten kann, ist evident. Es scheint sich jetzt also ganz allgemein darum zu handeln, wie die Zeit als essentielle Realitätskomponente ins Denken einzuführen ist, damit wir verstehen können, wie aus ihrem Schoß die Welt der Dinge geboren wird.

Das "zweite" Denken, das sich thematisch an Heraklit anschließt, intendiert den Schöpfungsvorgang, der in der klassisch eleatischen Tradition als transzendental, als die Arbeit Gottes, verstanden werden musste, jetzt in die Welt hereinzuziehen. Denn Schöpfung ist Handlung. Im Thematausch vom Substanz- zum Handlungsbegriff, wird also das Nachträgliche (das Geschaffene), das in der klassischen Weltanschauung theoretisch dominierte, seiner thematischen Bedeutung entkleidet. Man erkennt die Vorläufigkeit dieser älteren Theorie. Anstelle des Nachträglichen wird das Vorträgliche zur theoretischen Aufgabe. Man will die Mechanik eines Schöpfungsprozesses verstehen. Das Geschaffene ist begrifflich nur noch in Hilfestellung interessant. Darüber wird noch mehr zu sagen sein, wenn wir erst einmal den logischen Ort unserer potentiellen im Theoretischen ansetzenden und an das Praktische heranführenden Handlungslehre festgestellt haben. Unsere Reflexion wird diesen Ort unbedingt verfehlen, wenn wir folgendermaßen argumentieren. Die klassische Theorie des Denkens fußt auf dem platonischen Prinzip der Anamnesis. Also ist ihr letzter und endgültiger logischer Ort am Ende aller Zeiten zu suchen. Es liegt also nahe, zu erwarten, dass der ursprüngliche Ort der Handlung, d.h. der Platz, wo ihre urphänomenalen Kategorien zu suchen sind, am – als Schöpfung begriffenen – Anfang ihre ontische Stelle haben muss. Aber diese Vermutung trägt. Der gesuchte logische Ort liegt jeweils dort, wo die Mitte ist. Die Mitte aber ist das, was uns unter dem vertrauten Terminus 'Gegenwart' geläufig ist.

Die Identifizierung von Mitte und Gegenwart ist der Geschichtsphilosophie längst bekannt; man hat jedoch niemals daraus ernsthafte Konsequenzen für eine exakte Theorie der Handlung gezogen. Will man aber einen seriösen Versuch in dieser Richtung machen, fallen mit der dienenden Rolle, die man der zweiwertig-klassischen Logik dann unvermeidlich zuweist, solche Grundkonzeptionen wie erste (göttliche) Schöpfung und letzte Entscheidung (Jüngstes Gericht) automatisch weg. Die Zeit und damit die Geschichte kann keinen Anfang und kein Ende haben, denn nur dann kann die sich fortbewegende Gegenwart die Mitte sein, die von einer im Unendlichen ruhenden Vergangenheit und von einem aus dem Unendlichen auf uns zukommenden Zukunftspunkt gleichweit entfernt ist. Das Problem der Schöpfung aus dem Nichts, das die vergangene Philosophie so beunruhigt hat, kann also ignoriert werden. Seine Quelle ist eine mythologische Fiktion. Wenn eine Handlung entstehen soll, muss immer schon etwas da sein, woran sich der Aktionsprozess in Gang setzt. In anderen Worten: Es gehen ihm immer Seinsbestimmungen voraus, denen gegenüber die interessenslose, theoretische Kontemplation in die interessierte Frage umschlägt, wie Altes in Neues verwandelt werden kann.

Man täusche sich nicht, das ist noch eine theoretische Frage ersten Ranges. Aber sie gehört nicht mehr in den Bereich des ersten, des klassischen Denkens, wo nach dem Grunde des Seienden geforscht wird. Das letztere wird nun mit seinen Gesetzen und konkreten Bestimmungen als gegeben hingenommen. Das Problem, wie und was Sein ist, interessiert nicht mehr. Es geht nur noch darum, wie die Weltgesetze der Objektivität, die so sind, wie sie eben sind, und an denen auch nichts zu ändern ist, durch eine zusätzliche und mächtigere Gesetzlichkeit übertrumpft werden können. Das ist die neue theoretische Frage des zweiten trans-klassischen Denkens. Neben ihr geht die klassische Vorform der Handlung, das die Seinskategorien nicht überbieten wollende Ereignis, schon immer einträchtig nebenher. Und scheint der Strom der Ereignisse einmal über seine gewohnten Ufer zu treten, so sprechen wir von einer schöpferischen Tat, ohne uns davon Rechenschaft zu geben, dass wir unter diesem Ausdruck nur unsere völlige Unwissenheit über das Wesen der Aktivität in lebenden Systemen verbergen.

Damit wissen wir schon etwas über den möglichen Ort einer transklassischen Handlungstheorie, da jeder an Subjektivität orientierte Vorgang zuvörderst und ontologisch grundlegend als Ereignis begriffen werden muss. Ein Ereignis, dessen kategoriale Struktur aus der klassischen Seinslehre mit ihren ewigen, d.h. zeitlosen, Gesetzen abzuleiten ist.

Nun haben wir aber festgestellt, dass die klassisch-zweiwertige Logik, mit einer Negation, die als Umtauschrelation arbeitet, mit genau gleichen strukturellen Mitteln semantisch zwei Deutungen erlaubt, von denen im Ereignisbegriff nur eine in Anspruch genommen wird. Auf dieser einseitigen Inanspruchnahme ruht unsere ganze abendländische, philosophische Tradition und Metaphysik. Wendet man sich jetzt dieser zweiten Deutung zu, die nicht auf bereits Entschiedenes (Sein) sondern auf Unentschiedenes hin tendiert, so ergibt sich ganz natürlich ein Handlungsbegriff mit der implizierten Aufgabe, durch die Handlung im Unentschiedenen Entscheidungen herbeizuführen. Wir haben es jetzt also mit einem vom zielbewussten Willen gelenkten Ereignis zu tun. Es passiert nicht nur etwas, sondern es wird etwas getan.

Die nächste Frage ist jetzt: Wo bezieht der Wille die Intentionen her, die seine Handlungen leiten? Dieselben können, da vorläufig nichts anderes als ein symmetrisches Umtauschverhältnis da ist, an dem sich seine Aktivität entzünden kann, prinzipiell nur darin bestehen, aus der Symmetrie der Weltdeutungen ein Rangverhältnis zu machen. Die kontemplative Reflexion kann nicht anders, als unentschieden zwischen zwei theoretisch ebenbürtigen – und deshalb vertauschbaren – Weltbildern hin- und herzuschwanken. Die Handlung aber entscheidet; und zwar tut sie das ganz pragmatisch. Ihr letztes und mächtigstes Ziel ist die totale imitatio mundi. Es ist kein Zufall, dass wir auch heute noch keine echte Theorie der Handlung besitzen, die sich an philosophischer Tiefe und detaillierter Präzision auch nur im entferntesten mit der Theorie des Denkens, die in den letzten zwei Millennien entwickelt worden ist, messen kann.

Der Grund ist leicht einzusehen. Solange der Glaube bestand, dass alle Begriffsbestimmungen der Welt sich in der coincidentia oppositorum letzten Endes in einem universalen, eindeutigen System zusammenordnen ließen und dass Mehrdeutigkeit nur ein ephemeres Phänomen sei, das nirgends in den innersten

Kern des Realen hineinreiche, existierte nirgends ein ontologischer Ort, in dem ein Wille und eine Entscheidungskraft geboren werden konnten. Ein Wollen, das in dieselbe Tiefe hinabreicht wie der Begriff, kann aber nur dort entstehen, wo jedem Begriff eine primordiale Zweideutigkeit anhaftet, die theoretisch unauflösbar ist. Hier muss ein Wille entscheiden, der nicht mehr nach Gründen fragt und auch vergeblich fragen würde – weil keine mehr da sind.

Das freilich ist nicht das Ende des theoretischen Denkens schlechthin. Es ist nur das Ende der klassischen Periode des Denkens. Aber wenn das Wollen in der Handlung immer auf die technische *imitatio mundi* zielt, dann kann es einen primär blinden Willen à la Schopenhauer überhaupt nicht geben. Der Wille ist von vornherein intelligent. Genauer gesagt: Er setzt, was Intelligenz ist. Oder wie schon weiter oben bemerkt: "Freier Wille und freie Intelligenz sind eins."<sup>9</sup>

Wenn nun in der Geschichte der Philosophie das Denken erst als gegenständliches Denken – und damit als Idealismus mit einer hypostasierten metaphysischen Objektivität – entwickelt worden ist, so handelte es sich hier vom Willen her gesehen um eine freie, aber obendrein intelligente Wahl zwischen zwei ebenbürtigen semantischen Deutungen ein und derselben formalen Logik. Wir sagen: Die Wahl war intelligent! Denn vom Denken her betrachtet, handelte es sich hier um eine praktisch-technische Notwendigkeit. Es war intelligent, erst die eleatische Seinsdeutung der Welt und nicht die heraklitische Geschehensdeutung aufzugreifen, weil damit eine historische Situation produziert wurde, die erlaubte, aus dem reinen theoretischen Denken vorerst einmal das Zeitproblem zu eliminieren und im Sein nach unveränderlichen Grundgesetzen zu suchen. Es ist evident und bedarf keiner weiteren Begründung, dass eine solche Ausschaltung der Zeit ganz unmöglich sein würde, wenn man das Wesen der Welt nicht im schon entschiedenen Zustand eines definitiven Seins, sondern im flüssigen Schweben eines noch unentschiedenen Werdens suchte.

Nun ist offensichtlich, dass mit dieser primordialen Entscheidung des Willens, der das Seinsthema zuerst aufgreift, sich das symmetrische Umtauschverhältnis der beiden Themen in ein historisches Rangverhältnis verschiebt. Das zuerst gewählte Thema stellt sich damit als etwas Vorläufiges dar. Damit, dass es erschöpfend abgehandelt wird, ist das theoretische Bild der Wirklichkeit noch längst nicht fertig. Es fehlt noch Wesentliches.

Marx hat den Mangel in seiner ersten These über Feuerbach zu formulieren versucht. Es heißt dort: Der Hauptmangel alles bisherigen Materialismus ... ist, dass der Gegenstand, die Wirklichkeit, Sinnlichkeit nur unter der *Form des Objekts oder der Anschauung* gefasst wird; nicht aber als *sinnlich-menschliche Tätigkeit, Praxis*, nicht subjektiv. Gegen diese Formulierung aber muss der Logiker Bedenken anmelden. Denn in ihr stellt sich ein naiver Lokalpatriotismus des Menschengehirns zur Schau, der nur eine verengte Perspektive auf das Problem der Subjektivität und des Noch-Unentschiedenen erlaubt. Mit der Reduktion auf menschliche Tätigkeit geht dem zweiten semantischen Thema völlig die primordiale Ebenbürtigkeit mit dem ersten verloren. Die vorläufige Erscheinung menschlicher Subjektivität, die, wer weiß wie bald, in der Geschichte

---

<sup>9</sup> Siehe Anm. 8.

des Universums überboten sein wird, zerrt das Denken in Oberflächenschichten hoch, in denen es den antithetischen Anschluss an die eleatische Tiefenproblematik verliert. Hier ist die Frage nicht zu beantworten, was die Zurückstellung der heraklitischen Weltdeutung auf die letztere für einen Einfluss gehabt hat und wie sich dieselbe im Handlungsproblem auswirkt.

Gehen wir auf die primordiale Ebene zurück, dann stellt sich das Problem in der folgenden Überlegung dar: Die zweite semantische Thematik ist in der Geschichte des Denkens bisher – außer in intuitiven Vorgriffen – nicht zum Zuge gekommen, und das muss nachgeholt werden. In anderen Worten: Die logische Theorie der zweiten Sinnthematik muss derart verändert werden, dass in ihrem Kalkül ihr historisches Schicksal in einer einem Kalkül entsprechenden Weise zum Ausdruck kommt. Dafür steht die folgende Möglichkeit zur Verfügung. Wir trennen den logischen Wert von dem ontologischen Ort, an dem er möglicherweise auftreten kann – oder auch nicht. Tritt er dann an besagtem Ort wirklich auf, so ist das ein reines *factum brutum*, das nicht als logische Notwendigkeit, sondern nur als "Setzung", d.h. als Entscheidung oder Handlung gedeutet werden muss.

Da die Theorie der ontologischen Orte oder Leerstellen schon anderweitig dargestellt worden ist<sup>10</sup>, können wir uns hier damit begnügen, bereits erzielte Resultate unter dem Aspekt unseres gegenwärtigen Problems neu zu beleuchten. In der klassischen Logik aristotelischer Provenienz sind logischer Wert und ontologischer Ort identisch, weil nach einem finalen Ist eines absoluten Seins gefragt wird, für das eindeutige Bestimmungen des Denkens postuliert werden. Diesen idealen Bestimmungen kann sich das Denken asymptotisch nähern. Es ist einer späteren Reflexion vorbehalten, zu entdecken, dass dieses klassische Denken nur zur Theorie eines subjekt- und handlungslosen Universums führt und dass alles Fragen nach einem absoluten Was Ist uns allein in die Welt der Mythologeme leitet. Man kann sich nur darüber Rechenschaft geben, was als Realität *gedeutet* werden kann und wie diese Deutung zu vollziehen ist. *Die Wahl der einen oder der anderen Deutung ist aber selbst keine theoretische Prozedur, sondern stellt einen Willensakt, resp. eine Handlung dar.* In der Tatsache, dass wir in dem semantischen Bereich der klassischen Logik schon zwei möglichen Deutungen des Seins begegnen, liegt die letzte Wurzel jeder möglichen Handlungstheorie. Die Trennung von logischem Wert und ontologischem Ort stellt das Bewusstsein sofort vor die Entscheidung, ob überhaupt und, wenn ja, mit welchem Wert eine gegebene Leerstelle besetzt werden soll. Da es für das in jeder Dimension unendliche Netz der Leerstellen keinen Anfang und bevorzugten Platz geben kann, ist der Willenscharakter bei der Initialbesetzung, die einen Anfang stipulieren soll, besonders eindringlich.

---

<sup>10</sup> Z.B. Gotthard Günther, *Time, Timeless Logic and Self-Referential Systems*. In: *Annals of the New York Academy of Sciences*, Vol. 138, S. 396-406, und  
G. Günther: *Das Problem einer Formalisierung der transzendental-dialektischen Logik*, in *Hegel-Studien, Beiheft 1*, Bonn 1962, S. 65-123.

	A	B	C	D	E
$\alpha$					
$\beta$		1	1	1	
$\gamma$			2	2	
$\delta$				3	
$\varepsilon$					

Tafel III

Wie man sieht, besteht im Fall B $\beta$  der Tafel III nur die einfache Alternative zwischen Besetzung und Nichtbesetzung der Leerstelle, was im Fall einer begrifflichen Interpretation nur dem Gegensatz von Sein-überhaupt und Nichts-überhaupt gleichgesetzt werden kann. Betrachten wir die Situation von C $\beta$  und C $\gamma$ , so sind drei Möglichkeiten zu berücksichtigen. Erstens könnten die Leerstellen unbesetzt bleiben, zweitens kann die Wertbesetzung so erfolgen, wie das in Tafel III geschehen ist, und schließlich können die Werte vertauscht werden. Im letzten Fall D $\beta$ , D $\gamma$  und D $\delta$  ist, wenn man von dem völligen Fehlen von Werten absieht, außer der faktisch eingesetzten Wertfolge noch eine Permutationsfolge von weiteren fünf Wertbesetzungen möglich, was schon sechs hermeneutische Varianten des Seinsbegriffs erlaubt. Systematisch ist die gegenseitige Relation dieser Deutungen nur heterarchisch analysierbar.

Wir sagen 'systematisch', denn historisch gesehen ist schon im Fall der klassisch-zweiwertigen Logik deutlich, dass die beiden auf ihrem Boden möglichen Weltdeutungen ein besonderes geschichtliches Verhältnis zueinander haben ein Verhältnis, das über die Symmetrierelation der Isomorphie weit hinausgeht –, da in der wissenschaftlichen Entwicklung des Abendlandes die gegenständliche Weltdeutung zweifellos dominiert. Noch Kant spricht ganz naiv vom Ich an sich. Erst allmählich beginnt sich, unterstützt durch die stärker werdende Betonung des Funktionsbegriffs gegenüber der Substanzvorstellung, die zweite (heraklitische) Thematik der Weltbetrachtung durchzusetzen und dadurch das Problem des Handelns und wie praktisch gehandelt werden soll in ein neues Licht zu rücken. Es zeigt sich dabei, dass die bewusste und zweckvolle Handlung unlösbar mit theoretischen Motiven verknüpft ist. Man will ja nicht nur etwas tun, man will Sinnvolles machen.

In diesem geschichtlichen Nacheinander aber verschiebt sich unvermeidlich die ursprünglich gleichwertige Relation der beiden Themata zugunsten des zweiten Weltbildes, und, falls man die Problematik der Handlung vermittle der Trennung von Wert und ontologischem Locus in das Denken einführt, so ergibt sich eine erstaunliche Erweiterung des zweiten Themas, die der eleatischen Seinshematik unzugänglich sein muss, weil für sie die naive Identifizierung von positivem Wert und ontologischem Ort selbstverständlich ist. Der Negation aber kommt hier ohnehin nur Vorläufigkeit zu. Sie hat in jenem Hauptstrom des Denkens, der schließlich in die abendländische Technik eingemündet ist, nur eine unterstützende Rolle gespielt. Nur in der Theologie der Mystik und dem verwandten Analogiedenken, wo man es mit begrifflicher Schärfe nicht so genau nahm, konnte die Negation eine der Assertion ebenbürtige Rolle spielen.

a)	1	1	1	1	.	1	1	.	1	1	.	.
	1	1	1	1	.	0	0	.	0	0	.	.
	1	1	0	0	.	1	1	.	0	0	.	.
	1	0	1	0	.	1	0	.	1	0	.	.
	0	0	0	0	.	0	0	.	0	0	.	.
b)	0	0	0	0	.	1	1	.	1	1	.	.
	0	0	1	1	.	0	0	.	1	1	.	.
	0	1	0	1	.	0	1	.	0	1	.	.

Tafel IV

a)	0	1	2	3	.	4	5	.	6	7	8
	0	1	1	1	.	1	1	.	1	1	1
			0	1	.	0	0	.	1	1	0
						0	1	.	0	1	0
											0
	0	1	2	1	.	1	1	.	2	2	2
b)				0	.	1	2	.	0	1	2

binär

ternär

Tafel V

In den Tafeln IV und V soll dieser Sachverhalt der untergeordneten Stellung der Negation im gegenständlich-technischen Denken anschaulich illustriert werden. Wir haben dabei für die Negation das Zeichen 0 gewählt und für Assertion 1. Dann haben die bekannten Wertfolgen des traditionellen Aussagenkalküls die Gestalt der Tafel IV a) und b). Wir haben dabei sowohl in a) wie in b) je zwei Kolonnen durch vertikale Punktreihen ausgespart, um anzudeuten, dass bei der oben erwähnten Erweiterung des zweiten Themas an diesen Stellen bereits neue Wertfolgen einzusetzen sind. Weitere Wertfolgen schließen sich am rechten Ende der Kolonnen an, was ebenfalls durch Punktierung angedeutet ist.

Der gegenwärtige Autor hat bereits in einer Veröffentlichung aus dem Jahre 1960<sup>[11]</sup> darauf aufmerksam gemacht, dass die Wertfolgenreihen von IV a) und IV b) auf einer ihnen gemeinsamen tieferen Strukturebene ruhen, die außer den in

<sup>11</sup> G. Günther, *Ein Vorbericht über die generalisierende Stellenwerttheorie der mehrwertigen Logik*. In: Grundlagenstudien aus Kybernetik und Geisteswissenschaft I, 4., S. 99-104, Stuttgart 1960.

a) und b) demonstrierten acht Strukturen noch weitere sieben enthält. Der erste Schritt in dieser Richtung ist – wohl unwissentlich – von Leibniz gemacht worden, und zwar durch seine Entdeckung der arithmetischen Dyadik. Wir haben in Tafel IV b) unsere vertikalen Wertfolgen durch eine treppenartig steigende Linie unterbrochen. Was wir unterhalb dieser Linie ablesen können, ist der Anfang des dyadischen Zählsystems. Die treppenartige Grenze entspricht der Leibnizschen Forderung, dass keine seiner binär konstruierten Anschreibungen für Zahlen mit einer Null (außer der Null selbst) beginnen darf. Die arithmetische Ergiebigkeit von IV b) ist damit erschöpft. Der zweimal gewinkelte punktierte Pfeil zeigt an, dass die dyadische Folge dann in IV a) in umgekehrter Richtung weiterläuft. Es ist nicht notwendig, weiter zu verfolgen, was mit der Dyadik geschieht, wenn sie rückläufig 1111 erreicht hat, da schon mit Tafel V a) und b) gezeigt werden kann, dass Leibniz, obwohl er ganz andere Zwecke verfolgte, den strukturellen Zusammenhang zwischen Zahl und zweiwertigem Begriff in der Dyadik aufgedeckt hat – aber eben nur zwischen Zahl und *zweiwertigem* Begriff.

Diese Beschränkung auf Zweiwertigkeit ist aus Tafel V dadurch abzulesen, dass wir a) und b) miteinander vergleichen. Über dem Strich in Va) haben wir die bekannten Dezimalzeichen angeschrieben. Wie man sieht, entspricht jeder Dezimalziffer (abgesehen von der strukturellen Identität von 0 und 1) eine unterschiedliche strukturelle Konfiguration. Beiden Methoden, der binären sowohl wie der dezimalen, ist gemeinsam, dass es sich bei ihnen um Variationen mit Wiederholung handelt. Daraus aber folgt, dass dieselbe Methode auch ternär, quaternär, kurz n-ziffrig mit beliebigem n angewandt werden kann. In Vb) haben wir die Zahlenfolge ternär behandelt. Und da zeigt sich sofort ein grundsätzlicher Unterschied zwischen der Dyadik und allen anderen klassischen Prozeduren, Zahlen zu bezeichnen. Die strukturelle Einzigkeit jeder dyadischen Bezeichnung verschwindet sofort, sobald man über die binäre Methode hinausgeht, denn in V b) repräsentieren 10, 12, 20 und 21 die gleiche Struktur. Dasselbe gilt für 11 und 22. Auch alle übrigen Folgen sind mit solcher Strukturredundanz belastet.

Das binäre System ist redundanzfrei, weil es der formalen, klassischen Logik genau angemessen ist. Seine Dyadik entspricht der Zweiwertigkeit. Aber diese Affinität von begrifflicher Ordnung und Zählmethode bezieht sich allein auf jene sub specie aeternitatis Situation, in der sich die beiden isomorphen Aussagensysteme invers gegenüberstehen und in der noch keine Rede davon ist, dass in der Geschichte dieses Verhältnis durch die Zeit verdreht und das eine zum Erbe des anderen wird. *Die Dyadik zählt im Zeitlosen*. Ihr unschätzbare Verdienst aber ist, dass sie uns die grundsätzliche Affinität zwischen Begriff und Zahl deutlich vor Augen führt. Damit sind wir endlich in der Lage, das im Gewebe der Zeit verschlungene Verhältnis von Idee und Materie etwas näher zu bestimmen und zu klären, wie sich zu ihm die Forderung von Marx verhält, dass es nach der in der Vergangenheit vollzogenen theoretischen Betrachtung der Welt heute darauf ankomme, sie handelnd zu verändern. Dazu haben wir festgestellt: Die klassische Logik entlässt aus ihrer Syntax zwei semantische Weltdeutungen, die zwar eine zeitlose Isomorphie konstituieren, die aber nicht gleichzeitig im Bewusstsein voll realisierbar sind. Das eine Thema wird jeweils dominieren und das andere nur als mehr oder weniger unterdrückte Komplementarität subthematisch mitschleppen.

Im konkreten Fall der abendländischen Wissens- und Bewusstseinsgeschichte ist das dominierende Thema die eleatische Idee des ewigen Seins gewesen, die sich selbst als Idealismus deklariert hat und die alle spirituellen Möglichkeiten erschöpfen musste, ehe das zweite, das heraklitische Thema voll zum Zuge kommen konnte – was bis heute noch immer nicht geschehen ist. Damit aber hat sich das systematisch-dialektische Neben- und Gegeneinander der beiden Weltdeutungen in ein historisches Nacheinander verwandelt. Das Denken, das der in den Thesen über Feuerbach zum Handeln aufgerufene Wille als erledigt hinter sich lässt, kann also nur das gegenständliche Seinsdenken der eleatischen Tradition sein.

Wir haben diesen Willen, im Gegensatz zu Schopenhauers blinder Willenskraft, als intelligent bezeichnet, weil ihm die in der Geschichte erworbene Erfahrung der Seinshematik zur Verfügung steht, die ihm erlaubt, seine Kraft in begrenzt sinnvollen Handlungen zu manifestieren und so das Vergangene zu liquidieren. Was dieses Handeln aber nicht hinter sich lassen kann, ist das zweite, das heraklitische Thema, das die Welt als ewige Unentschiedenheit versteht, in der das Begriffliche nie endgültig gegeben ist, sondern als Zukunft aufgegeben bleibt.

Das handelnde Bewusstsein befindet sich also in der eigentümlichen Lage, dass es eine Weltbedeutung hinter sich, die andere aber vor sich hat, und eine Philosophie, die von dieser Situation ausgehen will, muss sich vorerst fragen, wie sie Denken als Zukunft vom Denken als Vergangenheit mit einem dazwischen gestellten Willen unterscheiden kann. Als Beitrag zu einer Antwort soll darauf hingewiesen werden, dass die Abwendung von einem vergangenen, erschöpften Denken ein unmittelbarer Akt ist. Es steht zwischen Denken und Handeln nichts, was Distanz schaffen kann. Hinsichtlich der Zuwendung zur zukünftigen Idee aber ist in Rechnung zu stellen, dass das heraklitische Thema, das, zeitlos betrachtet, die genaue Widerspiegelung des anderen ist, durch seine Verschiebung in der Zeit eine reflexive Bereicherung gewonnen hat, für die die in der Geschichte bis dato erworbene Willensintelligenz doch nicht ausreicht. Man vergesse nicht: Diese historische Schulung des Willens hat sich nur auf das eleatisch-gegenständliche Seinsdenken erstreckt. Die handelnde Intelligenz hat noch nicht gelernt, von dem sich im Zeitlosen bewegenden Denken zu jener Begriffswelt überzugehen, die sich in der Zeit eine neue Dimension erworben hat. Dieser Mangel schafft Distanz, weil das Neue erst durch die Zeit vermittelt werden muss.

Das elementare Modell der Zeit aber ist die Reihe der natürlichen Zahlen (Peanofolge), die in die Analyse einer zukünftigen Begriffswelt verwoben werden muss, und nur an der Zahl kann sich das Verständnis des Daseins jetzt vorantasten. Das ist die historische Situation, die der Entwicklung des handelnden Willens entgegenkommt. Denn alles Wollen ist essentiell immer technisch-praktisch, und technische Begriffe bleiben Wunschphantasien, solange sie nicht arithmetisch-logisch untermauert sind. Aus diesem Grunde begegnet die Handlung dem Denken erst wieder durch das distanzierende Medium der Zahl, die ein Vor- und Nacheinander schafft und deren erste und sehr vorläufige, aber technisch brauchbare Integrierung in die Ideenwelt Leibniz mit seiner arithmetischen Dyadik geleistet hat. Allerdings ist die Bemühung von Leibniz kaum mehr als ein Ansatz, weil das Prinzip der Dyadik, wie schon bemerkt, noch im Zeitlosen arbeitet. Die Dyadik kennt Zweiheit nur als den Unterschied von Sein und Nichts, was natürlich

nicht ausreicht. Schon wenn man das Konstruktionsprinzip binärer Folgen auf die Trinität anzuwenden versucht, erhält man, abgesehen von zusätzlicher Redundanz im *logischen* Bereich nur dasselbe, was die Dyadik uns auch schon sagt.

Immerhin ist damit die traditionelle Kluft zwischen Zahl und Begriff wenigstens für die zweiwertige Logik überbrückt. Aber es ist auch zu bedenken, dass auf der Seite der Zahlen daran vorläufig nur Null und Eins beteiligt sind. Obgleich grundsätzlich erwiesen ist, dass Analoges auch für beliebig n-wertige Logiksysteme und größere Zahlbereiche geleistet werden kann<sup>[12]</sup>, stößt man hier allseitig auf emotionale Hindernisse, die genau die oben geschilderte historische Situation spiegeln.

Man ist bisher gewohnt gewesen, dass die Philosophie voranging und Mathematik und Technik folgten. D.h. die Philosophie stellte das Thema und mathematisches und technisches Denken folgten ihm gelehrig. Dieses Thema aber war, wie wir wissen, das gegenständlich-reflexionslose Sein. Die totale, seelenlose Objektivität. Inzwischen ist aber durch die Technik, und zwar in der Gestalt der Kybernetik eine der Tradition ganz zuwiderlaufende Bewusstseins- und Erkenntnissituation geschaffen worden. Man philosophiert nicht zuerst und setzt die spirituellen Konzepte nachträglich auf dem Wege über die Mathematik in technische Handlungen um, sondern man treibt die Anwendung binärer Strukturen und Operationen in immer neuen Variationen vorwärts, um auf diese Weise festzustellen, welche bisher der Philosophie angehörenden Begriffe, wie Erinnerung, Entscheidungsfähigkeit, subjektives Abstandnehmen vom Sein, sich maschinell deuten und reproduzieren lassen und welche vorläufig und welche überhaupt nicht. Dabei entwickeln sich zwangsläufig neue philosophische Konzeptionen, wie etwa die des Gegensatzes zwischen einer monokontextual verstandenen Welt, die ohne einen metaphysischen Hintergrund aus logischen Symmetriegründen nicht auskommen kann, und einer polykontextual interpretierten Wirklichkeit, die eine transzendente Hinterwelt zwecks Erklärung des Phänomens der Subjektivität nicht mehr nötig hat.

Eine solche Begriffswelt aber kann, und daran muss unbedingt festgehalten werden, sich nur auf dem Nährboden einer Technik entwickeln, die sich anschickt, die Welt heraklitisch als Subjektivität zu begreifen, nachdem sie diese in einer vergangenen Epoche eleatisch als Objektivität verstanden hat.

Um zum Schluss zu kommen, wollen wir unsere bisherigen Überlegungen resümieren, um aus dem Gesamtbild noch einige Folgerungen zu ziehen. Wir gingen davon aus, dass die Syntax der traditionellen Logik zwei Weltdeutungen erlaubt, die sich in einer zeitlosen Antithese spiegeln. Dieses zeitlose Verhältnis aber verschiebt sich in der Geschichte derart, dass erst das eine Thema zum Zuge kommt und mit historischer Retardierung dann das andere. Zwischen diesen Themawechsel schiebt sich die Notwendigkeit eines Handelns ein, in dem das dem Weltlauf verfallene Bewusstsein eine Ablösung von dem bisherigen Leitthema vollzieht und in letzter Konsequenz ganz der Technik verfällt. Diese Technik aber

---

<sup>12</sup> Siehe G. Günther, *Natural Numbers in Transclassical Systems*, in: *Journal of Cybernetics* 1, 2; S. 23-33, und 1 3: S. 50-62. Dazu auch G. Günther, *Natürliche Zahl und Dialektik*, in: *Hegel-Jahrbuch* 1972, S. 15-22.

entwickelt in sich neue Kategorien, die zu dem bis dato zurückgestellten Thema führen. Eine solche Technik hat insofern ein zwiespältiges Gesicht. Als Liquidationsprozess einer spirituell erschöpften philosophischen Tradition ist sie selber in ihrem Anfangsstadium noch klassisch, weil in ihr eine vergangene Geistigkeit ganz säkularisiert und mechanisiert worden ist. Andererseits aber ist dieselbe Technik durch arithmetisch-logische Notwendigkeiten gezwungen, über das klassische Weltbild hinauszugehen, weil die im Technischen unvermeidbare Fusion von Zahl und logischer Struktur in der Leibnizschen Dyadik nur für Null und Eins geleistet worden ist. Das hat in der Kybernetik, in der das binäre Zählsystem eine ganz erhebliche Rolle spielt, heute schon zu konstruktiven Engpässen und Sackgassen geführt, die allmählich untragbar zu werden beginnen.

Nun lässt sich aber zeigen, dass die für das technische Denken unabdingliche Integration von Zahl und logischem Begriff sich ohne theoretische Schwierigkeiten unbeschränkt für die ganze Folge der natürlichen Zahlen durchführen lässt. Ein Verfahren, das bei seiner progressiven Durchführung automatisch eine andere nicht zugängliche exakte Begriffswelt freilegt.

Damit entwickelt sich eine bisher nicht da gewesene historische Situation. Hatte in der eben vergangenen Epoche die Technik am Ende eines geschichtlichen Prozesses gestanden, zu dessen endgültiger Liquidierung sie diente, so ist ihr Platz – in ihrer transklassischen Gestalt – jetzt am Anfang einer Epoche. Es zeigt sich also, dass die ursprüngliche Symmetrie der beiden Weltdeutungen durch das Einfügen der Zeit in ihren Gegensatz für die Philosophie eine neue geschichtlich-strukturelle Symmetrie produziert, in der sich das Verhältnis zwischen theoretischer Reflexion und sie ablösender Handlung umkehrt. Wurde in der klassischen Periode zuerst über die Welt nachgedacht und erzeugte das derart erreichte Resultat den Wunsch, sie zu verändern, drängt der technische Ehrgeiz, der sich durch Mangel an tieferen theoretischen Einsichten ingenieurtechnisch aufgehalten sieht, jetzt nach einem zweiten Denken, das sich nicht mehr, wie das erste, einem fertigen Sein gegenüber sieht, sondern das auf die ewig im Werden begriffene technische menschliche Schöpfung antwortet.

Das ist das durch die Zeit vermittelte Verhältnis von Idee und Materie.

---

The text was originally edited and rendered into PDF file for the e-journal <[www.vordenker.de](http://www.vordenker.de)> by E. von Goldammer

Copyright 2004 vordenker.de

*This material may be freely copied and reused, provided the author and sources are cited*  
a printable version may be obtained from [webmaster@vordenker.de](mailto:webmaster@vordenker.de)

---

**vordenker**

ISSN 1619-9324